



ILLUSTRATION CHRIS SCHNEIDER

Made in Saxony

Leipzig will Modellregion für Anbau und Abgabe von Cannabis werden

Will jemand dieser Tage mal gediegen einen durchziehen, bieten sich mehrere Möglichkeiten an, Gras, Hasch, Dope, Bubatz und Co. zu beschaffen: mit körperlichem Leiden oder überzeugender Geschichte per Rezept aus der Apotheke; mit grünem Daumen zu Hause angebaut – drei Pflanzen sind für den Eigenbedarf erlaubt; als Mitglied in einer Anbauvereinigung – bis zu 50 Gramm sind hier aus dem Eigenanbau zu beziehen, zumindest theoretisch; in der Praxis verzögert sich die Abgabe oft durch die hohen gesetzlichen Hürden und bürokratischen Prozesse. Und dann ist da noch der althergebrachte Weg. Er erfordert eine dealende Person des Vertrauens und den Gang über die Schwelle des Gesetzes. Dazu gibt es dann die Überraschung, welche anderen Substanzen und Gehalte der Stoff aufweisen könnte. Weil dieser Weg zwar am wenigsten sicher, aber nach wie vor der einfachste ist, hat sich an Konsum und Beschaffung wenig verändert, seit zum 1. April 2024 das Konsumcannabisgesetz (KCanG) in Kraft getreten ist.

Die Stadt Leipzig will einen besonderen Weg gehen, um die Eindämmung des Schwarzmarktes, steigende Qualitätskontrollen und Suchtprävention konsequenter zu verfolgen. Im April 2025 hat der Stadtrat der Beschlussvorlage zugestimmt, sich als Modellregion für Anbau und Abgabe von Cannabis beim Bund zu bewerben. Die

Bereitstellung von Produkten in Fachgeschäften und die Erprobung von landwirtschaftlichen Maßnahmen sollen realisiert und durch wissenschaftliche Forschung begleitet werden. Solche Modellprojekte sind im Rahmen der Gesetzgebung erlaubt – sie lösen den eigentlichen Plan ab, die Abgabe von Cannabis irgendwann über lizenzierte Fachgeschäfte zu regeln.

Die Stadt will nun mit der Fachhochschule Erfurt und ihrem Gartenfachbereich kooperieren, die als erste Hochschule in Deutschland Cannabis-Anbau-Module anbietet. Zweiter Partner des Projekts wird das Berliner Unternehmen Demecan, das in Ebersbach bei Dresden einen Produktionsstandort hat. Als eines von nur drei Unternehmen in Deutschland hat es den Zuschlag bekommen, medizinisches Cannabis herzustellen – »made in Saxony«. So ein lukratives Start-up mit großen Investitionsmöglichkeiten an einem sächsischen Standort freut nicht nur die Landesregierung. Vor allem dürfte das Unternehmen sehr glücklich sein, dass es sich mit der Leipziger Kooperation neben der medizinischen Anwendung auch im Genussmittelbereich positionieren kann.

Währenddessen wird in der Leipziger Grow-Szene, den Underdogs des Cannabis-Anbaus, unter gar nicht mal so vor-gehaltener Hand über Lobbyismus ge-

schimpft. Die neu gegründeten Vereine – wie zum Beispiel der Cannabis Social Club (CSC) Leipzig Süd mit seinen rund 100 Mitgliedern – leisten ehrenamtliche Arbeit, um Prävention und Aufklärung, Produktion und Logistik zu regeln. Auf ihre Anbaugenehmigungen müssen die Clubs meist lange warten, bei den fünf größeren Vereinen in Leipzig startete die Abgabe erst in diesem Jahr oder steckt noch immer in der Bewilligung. In der Zwischenzeit drängen sich Unternehmen wie Demecan an der lokalen Szene vorbei und besetzen den wachsenden Markt. Dabei werden Wissen zu Anbautechniken, Verbesserung von Pflanzeigenschaften, Steuerung von Substanzwirkungen, Tests und Hygiene nicht nur in einer millionenschweren High-Tech-Anlage produziert, sondern auch in den Anbau-Hallen der Vereine. Die nerdige Mikro-Szene bewegt sich zwischen Vereinsleben, Online-Netzwerken, Headshops wie dem Kif-Kif und städtischen (Sub-)Kulturen – wenngleich sie sich oft mehr lokale Vernetzung und Austausch wünschen, wie Lucas vom CSC Leipzig Süd berichtet. Die Szene kennt sich aus, wenn es um den Cannabis-Konsum in Leipzig geht, der am Ende ja gerade nicht in den Behörden stattfindet oder sich an irgendwelche Gesetze hält. Wieso sie nicht ins Boot holen, wenn doch auch die Perspektive der Konsumierenden und eben nicht nur die staatlichen Kontrollinstanzen und gewinnorientierten Start-ups für einen gelungenen Umgang mit Drogen relevant sind? Der Kuchen sollte groß genug sein – auch für den Heißhunger nach dem Joint. NIKOLA NÖLLE